

# Die διαίρεσις-Methode in Platons ‹Philebos›

David Koller

21. Juli 2010

entstanden für:

Colloquium: *Platon, ‹Philebos›* (31 125) bei Prof. Dr. Rolf Schönberger, im Wintersemester 2005/06

von:

David Koller  
Matr.nr.: 1165040  
Anschrift: Am Hang 9, 93164 Laaber  
Email: phil.studium@david-koller.de  
Telefonnr.: 01520 9876228

abgegeben am:

21. Juli 2010

# Inhaltsverzeichnis

|          |   |           |
|----------|---|-----------|
| <b>1</b> | <b>Einleitung</b>   | <b>1</b>  |
| <b>2</b> | <b>Dialektik und Diairesis bei Platon</b>                       | <b>2</b>  |
| <b>3</b> | <b>Analyse und Interpretation des Textes</b>                    | <b>4</b>  |
| 3.1      | Gesprächsrahmen . . . . .                                       | 5         |
| 3.2      | Einstiegsfrage . . . . .  | 6         |
| 3.3      | Die verschiedenen Probleme des Eins und Vielen . . . . .        | 9         |
| 3.4      | Ein zweites Prometheusfeuer: das Einteilungsverfahren . . . . . | 11        |
| 3.5      | Anwendungsbeispiele für das Verfahren . . . . .                 | 13        |
| 3.5.1    | Beispiel: Musik . . . . .                                       | 13        |
| 3.5.2    | Beispiel: Buchstaben . . . . .                                  | 16        |
| 3.6      | Der weitere Verlauf des Dialogs . . . . .                       | 20        |
| <b>4</b> | <b>Kritik und Ergänzungen</b>                                   | <b>21</b> |
| 4.1      | Prüfung auf Widerspruchsfreiheit . . . . .                      | 21        |
| 4.2      | Das Kriterium für die »richtige« Teilung . . . . .              | 24        |
| 4.3      | Ausblick über weitere Untersuchungsfelder . . . . .             | 26        |
| 4.4      | Relevanz der dialektischen Methode in der Gegenwart . . . . .   | 27        |
| 4.4.1    | Ethische Relevanz . . . . .                                     | 27        |
| 4.4.2    | Wissenschaftliche Relevanz . . . . .                            | 28        |

# 1 Einleitung

Unter den sogenannten „Spätwerken“ PLATONS findet sich auch das Gespräch mit dem Hedonisten Philebos. Der gleichnamige Dialog hat im Bereich der Platonrezeption, vor allem im Vergleich zu dessen bekannteren Werken, eine auffällige Vernachlässigung erfahren. D. FREDE beschreibt diese Abseitsposition mit vielsagenden Worten:

Er verschwindet hinter den als schwierig bekannten Spätschriften [...] und kann es an Unbekanntheit noch mit den gemeinhin als langweilig verschrienen Nomoi aufnehmen. Selbst sein Name ist oft auch Gebildeten kein Begriff.

[Frede 1997, S. 5]

Dabei stellt der Dialog gerade hinsichtlich Ausführlichkeit und Heraushebung der Präsentation von PLATONS Dialektik, sowie der zumindest ungewohnten Rede von  $\mu\omicron\nu\alpha\delta\delta\varsigma$  bzw.  $\acute{\epsilon}\nu\acute{\alpha}\delta\eta$  also »Einheiten« oder »Eins-heiten«, die eventuell synonym zu den platonischen Ideen zu verstehen sind, ein lohnenswertes Analysefeld. Zudem liefert PLATON mit diesem Werk eine technische Analyse seines Lust- und Erkenntnisbegriffs, wie man sie in seinen anderen Texten vergeblich sucht.

Die grundsätzlich ethische Frage des <Philebos>, welche sich als thematisches Fundament während des gesamten Dialogs durchhält, ist in ihrer vorläufigen Formulierung nicht gänzlich neu im Repertoire des antiken Autors: »Was ist *das Gute*: Lust oder Erkenntnis?«. Sie wurde indirekt bereits in früheren Werken aufgeworfen, dort jedoch auf unterschiedliche Weise bearbeitet. Die vorherrschende Methode der Diskussion entspricht im vorliegenden Dialog eher den sokratischen Maßstäben einer wahren Überzeugungsleistung, was unter anderem dazu führte, dass Interpretatoren<sup>1</sup> hier von einem reiferen Autor ausgehen, der sich behutsamer an seine eigenen Vorgaben hält. So differenziert Sokrates im <Gorgias> zwar die Begriffe »überzeugen« und »überreden« und rechnet nur ersteres zu den Absichten und Angelegenheiten eines Philosophen. Er selbst hält sich aber eher an die sophistische Methode, wenn er durch Ebenenwechsel und unter Einbeziehung von Momenten des gesellschaftlichen Schamgefühls den in seinen hedonistischen Ausführungen dahingehend inkonsequenten Kallikles in Widersprüche verwickelt.

---

<sup>1</sup>Vgl. dazu beispielsweise [Gadamer 1968, S. 83: Anm. 1]

Zunächst scheint es auch im <Philebos> derart vonstatten zu gehen. Sokrates versucht zu Beginn des Dialogs im Konfrontationsstil seinen Gesprächspartner durch ein provokatives Beispiel zu einem fatalen Eingeständnis zu zwingen. In concreto behauptet er die Möglichkeit der Existenz verschiedener Arten von Lust, die sich ihrerseits hinsichtlich des Guten unterscheiden ließen [Phb. 12 d 1-6], was die Diskussion sofort zu einem unentschiedenen Ende führen würde. Aber anders als in früheren Dialogen scheint Sokrates hier nicht an einem bloßen Wortgefecht gelegen zu sein, da er selbst einlenkt und zu einem anderen Weg der Diskussion überzeugt, den er als den einzig Frucht bringenden postuliert: ein dialektisches Vorgehen.

Diesen Weg, ein Einteilungsverfahren, das vorab schon mit dem Namen »διαίρεσις-Methode« belegt und ein Teil von PLATONS Dialektik genannt wird, zu rekonstruieren, seinen methodischen Aufbau zu analysieren und dessen Anwendung an zwei Beispielen im Dialog <Philebos> zu bewerten wird Inhalt und Aufgabe dieser Arbeit sein. Es werden dafür nach einer begrifflichen Einführung die für das Thema wesentlichen Teile des Dialogs im Detail betrachtet. Abschließend werden die Aussagen des Textes einer kritischen Prüfung unterzogen und der Versuch unternommen, den philosophischen Wert des Dialogs zu herauszuheben.

## 2 Dialektik und Diairesis bei Platon

Obwohl der Terminus *διαλεκτικός* lexikalisch erstmals bei PLATON belegt ist<sup>2</sup>, entstand die Dialektik als philosophische Tätigkeit schon vor seiner Zeit. Er selbst verwendet die Ursprungsvokabeln *διαλέγειν* und *διαλέγεσθαι* (sich auseinandersetzen, unterreden) auch Stellenweise noch im umgangssprachlichen Sinn. Vor allem ZENON – laut A. MÜLLER: „der Erfinder der D[ialektik]“ [Müller 1972, Sp. 168] – prägt in seinen Logoi den Gegensatzcharakter der Dialektik, da er sozusagen durch ein Null-Hypothesen-Argument seine eigene These zu bekräftigen suchte. Seine Schrift, welche in PLATONS Dialog <Parmenides> Erwähnung findet, soll durch einen ad absurdum geführten Beweis für die Annahme der Vielheit im Seienden den gegenteiligen Ansatz stärken: „das Ganze sei eins“ [Parm. 128a7]. Trotz der laufenden Veränderung der Bedeutung des philosophischen Begriffs *Dialektik* hat

---

<sup>2</sup>Vgl. [Graeser 1975, 127]

sich vor allem dieser Gegensatzcharakter, also das von der Relation gegensätzlicher Bestimmungen durchwobene Denken, behaupteten können. So entsteht beispielsweise in HEGELS »dialektischem Dreisatz« aus These und Antithese die Synthese, in welcher in gleichsam höherer Ebene die Gegensätzlichkeit der beiden Fundamente aufgehoben werden. Es bleibt zu erwähnen, dass die Bedeutung des Begriffs anderen Orts sehr starken Schwankungen unterworfen war. So wurde Dialektik schon von Aristoteles mit seinem Begriff der Analytik gleichgesetzt, wohingegen sie im Mittelalter als eigenständiges Teilgebiet der Logik geführt, und in der Renaissance als Synonym für die gesamte Logik verwendet wurde.

Laut W. RISSE ist die dialektische Wissenschaft (*διαλεκτικὴ ἐπιστήμη*) PLATONS „die aus der Diskussion gegenteiliger Meinungen erwachsende Theorie des Wissens“ [Risse 1972, Sp. 164f]. Ihr Ziel und damit der Hauptunterschied zur sophistischen »Redekunst« ist die Absicht, wahres Wissen über einen Gegenstand zu erlangen, selbst wenn dies auf Kosten der eigenen Vorstellungen oder Meinungen geht, man solche also revidieren muß. Dialektik wird in PLATONS Spätdialogen explizit um die *διαίρεσις*-Methode ergänzt, was für A. MÜLLER aufgrund sonst fehlender Praxistauglichkeit eine notwendige Folge darstellt<sup>3</sup>. H.-G. GADAMER hingegen behauptet, diese »neue« Methodik sei auch schon in früheren Werken angewandt worden, nun aber erst in expliziter Formulierung erschienen. Die herausstechende Rolle des <Philebos> hinsichtlich PLATONS Dialektik sei nun eben, daß die Methode in besagtem Text nicht nur Anwendung findet, sondern sich vielmehr „in dem Vollzug sokratischer Dialogführung selbst erkennt“ [Gadamer 1968, S. 90]. Es finden sich auch in den Dialogen <Phaidros> und <Sophistes> aufschlussreiche Aussagen über diese Methode, die allerdings ihrem Status nach die Deutlichkeit der Thematisierung im <Philebos> nicht erreichen<sup>4</sup>. Im <Politikos> findet man eine Auseinandersetzung mit der Frage nach der Qualität von begrifflichen Einteilungen, die in der Unterscheidung der Begriffe Teil (*μέρος*) und Art (*εἶδος* bzw. *γένος*) ausgedrückt wird<sup>5</sup>.

---

<sup>3</sup>Vgl. [Müller 1972, Sp. 169]

<sup>4</sup>Vgl. [Phdr. 264f] und [Soph. 253 d.]

<sup>5</sup>Vgl. [Polit. 263b]

Unter Verwendung des Begriffs *διαίρεσις*<sup>6</sup> beschreibt PLATON im vorliegenden Dialog ein generisches Vorgehen, das in erster Linie einer aktiven Bestimmung eines fraglichen Begriffs dient. Dieser wird einer Gattung (also einem Überbegriff) zugeordnet und durch Abgrenzung von weiteren Unterarten dieser Gattung – sozusagen von diesen Begriffen her – näher bestimmt. Das Zusammenfassen untergeordneter Elemente zu einer umfassenden Gattung wird bei PLATON oft durch die Vokabel *συναγωγή* bezeichnet. Der gesamte Vorgang wird bereits an eben erwähnter Stelle im <Phaidros> umschrieben und als das Geschäft der Dialektiker bezeichnet, im <Philebos> aber erst mit Beispielen wissenschaftlicher Praxis versehen und unter anderem durch den Faktor der »bestimmten Zahl« spezifiziert. Es finden sich mehrere Beispiele einer Anwendung des Einteilungsverfahrens im Dialog, die, um diese Methode näher zu verdeutlichen, teilweise im Abschnitt »3.5 Anwendungsbeispiele für das Verfahren« der vorliegenden Arbeit aufgegriffen werden.

Das Verfahren ist laut G. BÖHME mehr als nur das gewinnen einer Definition für einen Begriff. Auch nach PLATONS eigenen Worten handelt es sich um den Grundstock einer jeden Wissenschaft<sup>7</sup> und wird nicht zuletzt daher in dessen Akademie zu einer Grundbeschäftigung, die sich über die Zeit nicht verliert. Bis zum Mittelalter „verfestigt sich das Verfahren zur Generierung von Definitionen zu der allgemeinen Regel: *genus proximum et differentia specifica*, d.h. man solle die nächst höhere Gattung und dann die spezifische Differenz geben“ [Böhme 1967, S. 109]. Wie PLATON selbst diese Methode vorstellt, wird sich in der nun folgenden Analyse des Textes zeigen.

### 3 Analyse und Interpretation des Textes

Wie die meisten der überlieferten Texte PLATONS ist auch der <Philebos> in Gesprächsform verfaßt. Das bedeutet für Interpreten, daß sie im Gegensatz zur bloßen Abhandlung in diesen Texten auch immer das Moment des fiktiven Gesprächs mitberücksichtigen müssen

---

<sup>6</sup>Die Vokabel *διαίρεσις* (Einteilung, Division) [z.B. Phb. 15a7] wird – wie so oft bei solchen Termini – von PLATON selbst weit weniger priorisiert, als die Heraushebung des Begriffs in der Sekundärliteratur dies vermuten ließe. In den Dialogen findet man zumeist Umschreibungen der Methode und andere bildhafte Ausdrücke. Trotzdem wird auch diese Arbeit das Wort als Titel für PLATONS Einteilungsverfahren verwenden.

<sup>7</sup>Vgl. [Phb. 16c2]

oder dürfen. Unabhängig dieser „Handlung“ kann man den <Philebos> inhaltlich in vier Teile gliedern<sup>8</sup>:

1. Fragestellung und Methode der Untersuchung
2. Analyse der Lustarten
3. Analyse der Erkenntnisarten
4. Synthese der richtigen Mischung für das ‚gute Leben‘

Da die Vorstellung des Einteilungsverfahrens, der *διάρσεις*-Methode, in einer Art Exkurs in das eigentliche Geschehen des Textes eingeschoben ist, wird nun zunächst die grundlegende Fragestellung des Dialogs und nach der Behandlung der Methode auch der weitere Verlauf zusammengefasst, ohne dabei aber näher auf die Teile 2 bis 4 einzugehen.

### 3.1 Gesprächsrahmen

In Beziehung zu früheren Dialogen PLATONS fällt die Hinführung oder der so genannte Rahmendialog vergleichsweise dürftig aus. Der Leser wird beim <Philebos> mitten ins Gespräch befördert. Es erfolgen lediglich Hinweise auf ein nicht näher beschriebenes Vorgespräch zu Beginn und die Notwendigkeit einer Vertiefung der im Text anberaumten Untersuchung am Ende des Dialogs. Der Text weist also in beiden Richtungen über sich hinaus, die fiktiven Umstände der Unterredung bleiben aber dunkel.

Der Eingang des Gesprächs ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse des fiktiven Vorgesprächs, die gleichzeitig den Ausgangspunkt der nun folgenden Diskussion darstellen. Gesprächsführer der Vorrunde waren der ältere Sokrates, sowie der konsequent fanatische Hedonist Philebos, ein bequemer, hübscher, junger Mann, der bezeichnenderweise – des ernsthaften Diskutierens überdrüssig – zu „müde“ geworden ist, das Gespräch weiter zu führen. Da der weitere Verlauf des Dialogs zeigen wird, dass nur die Ablehnung des kompromiß- und verstandlosen Hedonismus verfochten werden soll, trägt der Text, mit der fiktiver Verkörperung dieser Haltung durch Philebos, zurecht den Namen dieser Figur. Und

---

<sup>8</sup>Diese Einteilung ist H.-G. GADAMERS Gliederung seiner Textanalyse entlehnt. (Vgl. [Gadamer 1968, S. 81f])

dies nicht *obwohl*, sondern *gerade weil* sie nur noch durch wenige unproduktive Einwürfe glänzt.

Zu Beginn des Dialogs formuliert PLATON, wie gesagt, die sich aus jenem fiktiven Vorgespräch ergebende Einstiegsfrage und läßt gleichzeitig Protarchos, einen gemäßigteren und diskussionsbereiten Vertreter des hedonistischen Gedankens, die Rolle des Gegensprechers übernehmen.

### 3.2 Einstiegsfrage

Die Konstruktion des Dialoganfangs bietet für den Autor einige Vorteile. Er kann ad hoc eine Formulierung zweier Positionen aufstellen, die sich so nicht zwingend entgegenstünden, ohne Rechenschaft darüber abgeben zu müssen, warum sich für ihn genau diese Konkurrenz ergibt. Es ist offensichtlich eine altes Problem mit dem schon PLATON zu kämpfen hatte, erklären zu müssen, warum genau die aktuelle Frage Kopfzerbrechen bereitet. Hier umgeht er es mit dem literarischen Kniff des Vorgesprächs. Der Nachteil dieser Abkürzung liegt freilich auf der Hand: Der fehlende Kontext macht den Wortlaut der Zusammenfassung um so wichtiger, und dieser ist leider nicht so eindeutig, wie man sich dies als Leser wünschen würde. Sokrates formuliert diese wie folgt:

Philebos nämlich sagt, daß für alles Lebendige in dem Wohlbefinden das Gute bestehe und in der Lust und dem Vergnügen und was sonst mit dieser Gattung zusammenstimmt. Von unserer Seite aber ist das Bedenken, daß [...] das Vernünftigsein und das Erkennen und Sicherinnern und was wiederum hiermit verwandt ist, richtige Meinung und wahrhaftige Folgerung, besser ist als Lust und trefflicher für alles [...]

[Platon/F. Schleiermacher 1983, S. 257 ↔ 11b4-c2]

Während H.-G. GADAMER diese Aussage ohne Abwägen als die „Frage nach dem Guten im menschlichen Leben“ [Gadamer 1968, S. 84] versteht, bleibt für D. FREDE die Auslegung des Bezugfeldes, also ob »das Gute« nur für den Menschen oder für alles Lebendige untersucht wird, „eine Zweideutigkeit, die sich bis ans Ende des Dialoges durchhalten wird“ [Frede 1997, S. 99]. Es handelt sich bei dieser Diskrepanz sicherlich auch um eine gerade der fraglichen These innewohnende Verschiedenheit, da es sich bei der Möglichkeit von Verstandestätigkeit, in dem Sinne, wie Sokrates sie als Kandidat ins

Rennen schickt, um ein explizit menschliches Vermögen handeln soll<sup>9</sup>. Es ist daher zu Vermuten, daß PLATON die Beschränkung des gesuchten Guten absichtlich für den Bereich des Menschen wählt, sie sogar in 11d5 wiederholt, um die weitere Diskussion in dem von ihm beabsichtigtem Stil zu ermöglichen. Der Verlauf des Dialogs nämlich wird zeigen, daß die beiden Konkurrenten, Lust und Vernünftigkeit, erst in eine bestimmte begriffliche Position gebracht werden müssen, um ihre Gegensätzlichkeit zu Tage zu befördern. Eine der dafür notwendigen begrifflichen Abgrenzungen ist der eben erwähnte Bezug auf das nur menschlich Gute. Die nächste Bestimmung ist zugleich eine vorläufige Angabe der Gattung, der die beiden Kontrahenten angehören, nämlich einer bestimmten „Beschaffenheit und Verfassung der Seele [...], welche allen Menschen vermag das Leben glücklich machen“ [Platon/F. Schleiermacher 1983, S. 259 ↔ 11d4-6]. Dieses Zusammenführen der konkurrierenden Stellungen ist für einen Vergleich dringend notwendig, und so gesehen bereits Teil des später eingeführten Einteilungsverfahrens. Wie man weiß, lassen sich gewöhnlich Äpfel schlecht mit Birnen vergleichen, solange man nicht eine passende Hinsicht, wie etwa Gewicht oder Nährwert, wählt. Unter Lust versteht man gemeinhin eher ein Gefühl, wohingegen Erkenntnis, Vernünftigkeit oder Erinnerung reine Verstandestätigkeiten sind. Dazu sind von beiden auch noch Vermengungen denkbar, wie die geistige Freude, die beispielsweise ein Witz auslöst. Dabei währe dann die Erkenntnis, die sich bei Erfahren der Pointe ergibt, der Auslöser der Lust. Das Zusammenführen über einen gemeinsamen Nenner bewirkt also erst die Gegensätzlichkeit der Positionen und ist somit für die Diskussion dringende Voraussetzung. Deren Ziel tritt daher auch erst durch diese Zusammenführung deutlich hervor: Es soll eine Entscheidung über die Rolle des Beitrags gefällt werden, die jeweils Lust oder Verstand zum Gutem und damit zum glücklichem Leben leisten.

Zunächst wird diese Rolle noch undifferenziert – vor allem durch **Protarchos** – über eine mögliche Identitätsbeziehung vorgestellt. Derart also, daß entweder Lust oder Vernünftigkeit das Gute je *seien*. Es müsste, um diese Behauptung erfüllen zu können, jegliches

---

<sup>9</sup>Der Diskussion um das Vorkommen und die genaue Begriffswahl von tierischer oder pflanzlicher »Intelligenz« will sich der Verfasser an dieser Stelle enthalten. Anstelle einer Entscheidung kann jedoch eine Tendenz angeführt werden: Wir Menschen neigen eher dazu, uns durch unseren Verstand vom Tier- und Pflanzenreich zu unterscheiden, als wir dies durch unsere Gefühle, Affekte und unser Streben hin zum Angenehmen zu tun pflegen.

Lustempfinden für den Empfindenden immer zuträglich und damit gut sein<sup>10</sup>. Gleichzeitig aber dürften dann weder der Gegenstand noch der Anlass der Lustempfindung hinsichtlich ihrer Zuträglichkeit differenzierbar sein. Wenn man sich nicht auf diese Folgebehauptung einlassen will, muß man die Relevanz dieser Verbindung zwischen Lustempfindung und ihrem Anlass abstreiten, um die erste These weiter bestehen lassen zu können. Sokrates versucht denn auch zunächst den zweiten Punkt durch eine Differenzierung der Lustumstände anzugreifen, was jedoch beim Gesprächspartner wenig fruchtet. Protarchos deklariert hier noch Lust als per se gut, eben insofern sie Lust ist. Diese Aussage impliziert gerade die Unabhängigkeit von Begleitumständen. D. FREDE spricht hierbei von Lust als einem »Epiphänomen«<sup>11</sup>, welches sich ihrer Meinung nach durchaus – zumindest analytisch – unabhängig von den auslösenden Umständen betrachten ließe. Aus diesem Blickwinkel wäre ἡδονή ein immer zuträgliches Glücksgefühl, das es so viel als möglich zu erreichen gilt, das beispielsweise durch die Ausprägung der Situation, in der man sie erlebt, nicht getrübt werden könnte.

Einer solchen Rede ist mit Worten nicht anders beizukommen, als entweder den Punkt der Unabhängigkeit der empfundenen Lust ernsthaft in Frage zu stellen, oder aber die Diskussion gleich auf die Ursachen von Lustempfindungen umzusatteln. Einer Differenzierung dieser Ursachen kann selbst ein widerspenstiger Hedonist nicht aus dem Weg gehen, weil schon die bloße Lustmaximierung ein überlegtes Vorgehen erfordert, ein Abwägen der Umstände also, aus denen dieses Lustgefühl und spätere hervorgehen, um bei einer eventuell konfliktären Situation ein Maximum an Lust herausholen zu können. Sokrates erklärt seinen Umstieg zwar nicht mit diesen Worten, bewirkt aber durch sein Einlenken in 13e eine Wendung in der Diskussion, bei der sein Gesprächspartner bereit ist mitzugehen. Er führt an, daß seine eigene anfängliche These, welche die Erkenntnis als das Gute zu setzen versucht, eben dem gleichen Angriff durch die Differenzierung in unterschiedliche Arten erlage. PLATON liefert hier weder Erklärung noch ein Beispiel für eine *schlechte* Erkenntnis. Aus seinen späteren Ausführungen während der »Analyse der Erkenntnisarten« läßt sich ein solches aber leicht konstruieren: Die Erkenntnis etwa, wie sich ein besonders erfolgsversprechender Betrug durchführen ließe, oder ähnliches. Somit prognostiziert Sokrates schon an dieser

<sup>10</sup>Die vereinfachende Gleichsetzung von *gut* und *nützlich* wird im Dialog so vorgenommen und soll hier nicht näher auseinandergesetzt werden.

<sup>11</sup>Vgl. [Frede 1997, S. 103f]

Stelle, daß auch Erkenntnis für sich genommen kein gutes Leben ermöglicht, es offenbar eine geeignete Mischung beider Konkurrenten sein müsse, die dieses Ziel hervorbringt. Diese teilweise Rücknahme der eigenen Position führt so dazu, daß auch Protarchos nach dem nun folgenden Exkurs zur Festlegung der Untersuchungsmethode bereit ist, bei der Unterteilung der Lust in verschiedene Arten mitzuspielen.

### 3.3 Die verschiedenen Probleme des Eins und Vielen

Den Exkurs, in dessen Verlauf er das Einteilungsverfahren vorstellen wird, beginnt Sokrates mit dem Einschub des »Problems des Eins und Vielen«, wie es häufig in der Sekundärliteratur genannt wird. Er führt ihn zunächst zu einer Formulierung und Abgrenzung des Problems, dessen allgemeine Struktur dem Phänomen gleichkommt, daß der menschliche Verstand *vieles* unter *einem* Begriff oder Namen zusammenfassen kann. Die triviale Form des Problems findet sich im Bereich der Dinge. Wir nennen ein bestimmtes Ding beispielsweise einen »Ball«, und schreiben ihm doch eine Vielzahl an Bestimmungen zu: Material, Form, Verwendung. Eine weitere Erscheinung dieses trivialen Problems ist die Setzung eines Dings als ein Ganzes (z.B. ein Tisch), um es dann wieder räumlich oder funktionell in Teile zu zergliedern (z.B. Tisch-Beine und Tisch-Platte).

Wie schon im <Parmenides><sup>12</sup> kommt es dem Autor aber nicht auf diese Version des Problems an, sondern auf seine Formulierung im Zusammenhang mit der Teilhabe der Dinge an Ideen. Zunächst ist an dieser Stelle des Textes aber eigentlich noch gar nicht die Rede von PLATONS Idee (*ιδέα* oder *εἶδος*)<sup>13</sup>, sondern von Einheiten (*μονάδας*) im Bereich des Unvergänglichen, Einheiten also, die keinem Werden und Vergehen, keinen Veränderungen unterliegen. Allerdings legen die bereits bekannten Beispiele für diese Einheiten wie *ἄνθρωπος* (der Mensch), *ἀγαθός* (das Gute) oder *καλός* (das Schöne) [15a4ff], die Vermutung nahe, daß er damit gerade die Ideen im Sinn hatte. Die Verwendung eines besonderen Begriffs kann man als Absicht einer thematischen Hervorhebung deuten, dahingehend nämlich, daß PLATON hier die numerische Eins-heit der Gattung gegenüber

<sup>12</sup>Vgl. [Parm. 129af]

<sup>13</sup>Zwar erklärt H. MEINHARDT, daß PLATON selbst noch keinen eindeutig bevorzugten Terminus für seine *Ideen* hatte (vgl. [Meinhardt 1976, Sp. 55]), allerdings stellt die Verwendung der Vokabeln *μόνος* und *ἕνας* überdies eine Besonderheit des <Philebos> dar.

der bestimmten Anzahl der Unterarten betonen wollte. Später im Dialog wird der Begriff  $\mu\acute{o}\nu\alpha\varsigma$  sogar explizit im arithmetischen Sinne verwendet<sup>14</sup>.

Der Wortlaut von Sokrates Formulierung des Problems, hat den Sekundärliteraten selbst einige Scherereien bereitet, sowohl unter inhaltlichem wie unter sprachlichem Blickwinkel<sup>15</sup>. Zudem ist auch noch fraglich, welchen Bezug diese Formulierung insbesondere unter Auszeichnung als *Problem* mit dem restlichen Dialog hat. Denn, ob sich die Passage 15b1-8 in zwei oder drei einzelne Fragen untergliedern läßt, ändert nichts daran, daß im Weiteren nicht einmal der Versuch unternommen wird, diese zu beantworten. Nimmt man die Interpretation, die in zwei Probleme gliedert, so ergeben sich nach D. FREDE folgende beiden Fragen:

1. Ob es solche Einheiten wirklich gibt.
2. Ob es einerseits immer dieselben sind und weder werden noch vergehen, andererseits aber auch im Bereich des Werdens auftreten und so zu einer Vielfalt werden, derart, daß sie entweder zerstreut und aufgeteilt oder aber als ganzes von sich selbst getrennt sind.

[Frede 1997, S. 121]

Diese Fragen nach dem ontologischen Status der Ideen und danach, wie man sich die Teilhabe der Dinge an den Ideen vorzustellen habe, rufen energische Assoziationen mit einschlägigen Stellen im *Parmenides* hervor, wo sie allerdings ebenso wenig unmittelbar beantwortet werden. Die damit zusammenhängende Vorstellung der Trennung (»Chorismos«) der Welt der Ideen von der der Dinge, wird laut H.-G. GADAMER von PLATON selbst überhaupt nicht mehr gelöst<sup>16</sup>. Was Sokrates mit der nun folgenden Präsentation der  $\delta\iota\acute{\alpha}\rho\epsilon\sigma\iota\varsigma$ -Methode bewirkt, hat deutlich mehr Bezug zum grundlegenden Thema des Dialogs, also der Differenzierung von Lust und Erkenntnis, als zu diesen Fragen bezüglich Einheit und Vielheit als Problem. Er läßt dieses Problem von Einheit und Vielheit beste-

<sup>14</sup>Vgl. [56e9f]

<sup>15</sup>Vgl. dazu [Frede 1997, S. 120ff] oder [Gadamer 1968, S. 93, Anm. 1]

<sup>16</sup>Vgl. [Gadamer 1968, S. 94]

hen<sup>17</sup>, und nimmt lediglich das Phänomen als immerwährendes Prinzip des λόγος, das es, um über einen Gegenstand Wissen zu erlangen, zu durchschreiten gilt<sup>18</sup>.

### 3.4 Ein zweites Prometheusfeuer: das Einteilungsverfahren

Wie auch aus anderen Dialogen bekannt, läßt PLATON den zentralen Gedanken derart einführen, daß Sokrates in demütiger Haltung die Autorenschaft für diesen einer anderen Instanz überläßt. Diesmal sei ihm der dialektische Weg von „den Alten“ als ein Geschenk der Götter tradiert worden, die ihn durch die ihrerseits noch vorhandene Nähe zu jenen von einer Art »Prometheus« empfangen [16c5-7]. Dieser Weg, den er als Grundlage eines jedes Gedankens jeglicher τέχνη (Kunst, Sachkundigkeit, Wissenschaft) [16c2] ausweist, lautet so:

Alles Seiende – da wahrhaft seiend, somit für PLATON vor allem auch die Ideen – sei Einheit und zugleich Vielheit und enthielte Begrenzung (πέρας) und zugleich Unbegrenztheit (ἄπειρον). Aus diesem Grund nun müsse für jedes Seiende ein Begriff, eine gemeinsame Gestalt oder Form (ἰδέα) gefunden werden. Hiernach würde man sehen müssen, wie vieles unter diesem Begriff nun zu fassen ist. Wichtig sei dabei nicht nur die Erkenntnis, daß mehrerlei unter den Begriff falle, sondern immer auch die bestimmte Zahl der Teile. Mit diesen Teilen wiederum solle ebenso verfahren werden, bis man zu jenen atomaren Einheiten komme, die keine weitere Zergliederung mehr zulassen. Erst nachdem die genaue Zahl dieser Einheiten ins Bewußtsein gerufen wurde, könne ein jeder aus der unendlichen Anzahl der realen Fälle anhand des gefundenen Schemas begriffen werden [16c9-d8].

Obwohl PLATON noch kurz zuvor ([12e7]) für die Differenzierung von Körpern die Vokabeln »Gattung« und »Teil« (γένει und μέρη) verwendet, spricht er bei der Vorstellung dieses Einteilungsverfahrens von bestimmten Einheiten, die der unbestimmten Vielheit gegenüberstehen. Das Vorgehen kommt zunächst auf die begriffliche Einheit der Gattung, eine Zusammenfassung aller konkreten Fälle, aber auch aller begrifflichen Unterarten. Die nächste Ebene des Vorgangs entspricht dann einer weiteren begrifflichen Abgrenzung dieser

<sup>17</sup>D. FREDE meint dazu: „Von der Göttliche Methode aus gesehen ist das Problem der Teilhabe also ein Un-Problem.“, und: „Wie es die einzelnen Dinge fertigbringen zu einer bestimmten Spezie oder einem bestimmten Genus zu gehören, ist nicht das Problem, mit dem sich die Dialektiker abzugeben brauchen.“ [Frede 1997, S.137 u. S. 138]

<sup>18</sup>Vgl. [15d6-8]

Unterarten. Sie soll in einer Rekursion derart zustande kommen, daß für jede Unterart ihrerseits wieder begriffliche Unterscheidungen vorgenommen werden. **Sokrates** betont die Wichtigkeit der Bestimmung der genauen Anzahl von Ästen und Zweigen in dem hieraus resultierenden Begriffsbaum, legt den Vorgang aber nicht auf eine streng binäre Teilung fest. Erst nachdem die letzten Einheiten, also die speziellsten Begriffe gefunden wurden, kann mit der unendlichen Anzahl an konkreten Fällen dieser Einheit verfahren werden. Diesen letzten Schritt nennt H.-G. GADAMER die „Hinsicht des Apeiron“ [Gadamer 1968, S. 96] also der Unbegrenztheit, wo es für den Verstand sachbezogen keine Rolle mehr spielt, mit welchem bestimmten Fall dieser Einheit er es zu tun bekommt. Dort werden beispielsweise zwei Äpfel gleicher Sorte in der Rede nicht mehr durch Namen, sondern nur noch durch sachunabhängige Eigenschaften wie Größe, Farbe oder Ort unterschieden, in eben dem Maß, in welchem diese Eigenschaften sie nicht mehr der Sorte nach trennen. Wohlgemerkt befindet sich die Betrachtung bis auf diesen letzten Schritt immerzu im Bereich der Ideen.

Bevor sich diese Arbeit **Sokrates** eigenen Beispielen für eine Durchführung des Einteilungsverfahrens zuwendet, lohnt es, mehrere fragliche Punkte bezüglich seiner Präsentation der Methode zu formulieren, deren erster sich teilweise noch vor der Betrachtung dieser Beispiele beantworten läßt:

1. Wieso betont **Sokrates** so auffällig das Finden der bestimmten Zahl an Unterarten?
2. Wie läßt sich bestimmen, um welche genaue Anzahl Unterarten es sich handelt?
3. Welche Momente bewirken das Ende einer begrifflichen Spezialisierung, so daß schließlich die letzte Ebene der Zergliederung erreicht wird?
4. Was ist das jeweils Gemeinsame der Arten einer bestimmten Ebene in der Analyse?

Die Betonung der Aufgabe, eine bestimmte Anzahl (also zwei oder mehr) Unterarten zu finden, sahen Interpretatoren wie z.B. P. NATORP als Indiz für die Annahme mathematischer Grundverhältnisse in PLATONS Ideenkonzeption. P. NATORPS Aussage: „auf Zahl- und Verhältnisbestimmung beruht alle Wissenschaft“ [Natorp 1921, S. 319] schießt – unabhängig vom Wahrheitsgehalt des Satzes – etwas über das von PLATON hier bezeichnete hinaus.

Einem intensiven Bezug auf eine numerische Aussagekraft der Passage kann man sich durchaus enthalten, vor allem indem man sich vor Augen führt, daß sich die Erklärung in erster Linie gegen den weit weniger diffizilen Aufbau der Identitätsbeziehung von *Protarchos* wendet. Jener Ansatz kümmert sich gerade um keine dazwischenliegenden Differenzierungen, kommt also ohne bestimmte oder irgendeine Zahl von Unterarten direkt von der Gattung *Lust* auf alle ihre konkreten Fälle. *Sokrates* nennt dieses Übergehen der Differenzierung allenfalls „streitsüchtig“, eristisch, im Gegensatz zur dialektischen Feinheit. Das Komplexe und Anstrengende des Herausarbeitens einer »bestimmten Zahl« an Zwischenschritten, an dessen Aufgabe auch er selbst zuweilen scheitert<sup>19</sup>, ist es, was diese Betonung hervorheben soll. Daß aber mit einer jeden Gattung eine bestimmte Zahl Unterarten verbunden ist, wie durch eine Art metaphysisches Gesetz, ist eher fraglich, oder zumindest auf's Genaueste zu untersuchen. Dies wird sich insbesondere bei der nun folgenden Betrachtung des Musik- und Buchstaben-Beispiels zeigen.

### 3.5 Anwendungsbeispiele für das Verfahren

Die nun im Text folgende Vertiefung geht für beide Beispiele von der Gattung des *Lautes* ( $\varphi\omega\nu\eta$ : Laut, Ton, Stimme) aus, oder – wie man sehen wird – auf sie zu. Noch einmal betont *Sokrates*, daß nicht dieser allgemeine Begriff noch die Bekanntschaft mit einer Unzahl an darunter subsummierbaren Einzelfällen irgendeine Sachkundigkeit bewirken. Grammatiker und Musiker, die ihrerseits beide mit *Lauten* zu tun haben, betrachten den Gegenstand aus dem jeweils ihrer Profession entsprechenden Blickwinkeln. Die beiden Beispiele verdeutlichen eine jeweils unterschiedliche Herangehensweise an die Aufgabe der Einteilung. Sie sind beide recht kurz und lassen – wie schon die Präsentation der dialektischen Methode selbst – viel Raum für Interpretationen.

#### 3.5.1 Beispiel: Musik

Bei der Tonkunst spricht *Sokrates* in einer ersten Ebene der Zergliederung von den drei Verhältnissen der *Höhe*, der *Tiefe* und der *Tongleichheit*. Der nächste Schritt und damit der weitere Einstieg in die Materie bedeutet gerade in der Musik tatsächlich diese Verhältnisse

---

<sup>19</sup>Vgl. [16b5-7]

in mathematischem Sinne auffassen zu können. Daß es sich dabei aber um ein Phänomen der musischen Theorie handelt, darf man nicht außer Acht lassen. Die erste Einteilung in hoch, tief, gleichtönig ist zunächst verwirrend, da sie, wenn man annähme PLATON wollte damit den gesamten Tonbereich in niedrige und hohe Töne teilen, vollkommen willkürlich dasteht. Weil sich diese Dreiteilung folglich auf das Verhältnis immer eines bestimmten Tones zu einem in einer Melodie folgenden Tones beziehen muß, ist wiederum fraglich, ob sich dieses relative Prinzip noch in ein Schema absoluter Beziehungen zwischen Tönen umformen oder darin verwenden ließe, oder ob ein solches überhaupt relevant ist für die τέχνη der Musik. Eine Erklärung über die Zuhilfenahme des dreisaitigen Aufbaus der antiken Lyra, wie D. FREDE sie vornimmt<sup>20</sup>, führt allerdings zu keinem besseren Verständnis des Beispiels. Dies stiftet eher zusätzliche Verwirrung, da eigentlich nie von oberen, mittleren und unteren Tönen die Rede war, sondern gerade von reinen Relationsbegriffen, insbesondere der „Einstimmigkeit“ (ὁμότονον) [17c4] als drittem Element, das sich schwerlich als mittlere Saite lesen läßt.

Bei Tonsystemen, so vielfältig und unterschiedlich sie sich in den verschiedenen Kulturen ausgeprägt haben, handelt es sich durchwegs um Verhältnissysteme, ganz ähnlich den metrischen Systemen zur Messung von Distanzen. Auch wenn man für jedes dieser Systeme einen natürlichen, physisch absoluten Festwert bestimmen kann<sup>21</sup>, so liegt der eigentliche Wert ihrer Anwendung nur in der Bestimmung von Verhältnissen. Die Einteilung wie sie PLATON vorführt, gliedert also nicht alle Töne, wie beim späteren Buchstaben-Beispiel die Buchstaben, zunächst in drei Arten, und ordnet diesen Arten erster Ebene dann verschiedentlich weitere abgegrenzte Einzeltöne zu. Vielmehr erkennt sie in einem ersten Schritt, daß es bei einem harmonischen Klang jeweils um ein Verhältnis zwischen zwei Tönen geht, welches zunächst in drei Richtungen gegliedert werden kann, und anschließend in Tonleitern und Zusammenklängen näher spezifizierbar ist. Daß zwei Töne im musischen Sinne »gleich« klingen, läßt sich an einer physischen Bedingung festmachen, indem nämlich

<sup>20</sup>Vgl. [Frede 1997, S. 159ff]

<sup>21</sup>Die Einheit »Meter« wurde 1983 als der Weg festgesetzt, den Licht im Vakuum in  $1 / 299792458$  Sekunden zurücklegt. Allerdings ist bekanntlich auch die Zeit relativ. Bei Tönen hat man sich im abendländischen Raum auf einen Fixpunkt mit dem Namen „Kammerton“ geeinigt. Zwar ist er durch eine physische Konstante (Schallschwingung mit 440 Hz) festgesetzt, die Setzung selbst jedoch ist vollkommen willkürlich. Es hätte für die Hörer eines Musikstücks – von dem Phänomen des »absoluten Gehörs« einmal abgesehen – keine Auswirkung, wenn man die Töne im selben Verhältnis belassend die Grundstimmung um wenige Hertz erhöhen oder senken würde.

der Klangkörper auf die Hälfte oder das Doppelte verkürzt bzw. verlängert wird. Einer Bedingung also, die selbst wieder ein Verhältnis darstellt. Die *διαίρεσις* in der Tonkunst führt demnach genau genommen nicht zu einer Einteilung in Gruppen absolut bestimmbarer Töne, fixen physischen Größen, sondern zur begrifflichen Abgrenzung verschiedener Verhältnisse zwischen Tönen, die wir daher heute mit einer mathematischen Metapher auch »Ton-Intervalle« nennen.

Trotzdem ist das Beispiel hinsichtlich der zuvor gegebenen Beschreibung des Verfahrens nicht sonderlich eingängig. Der Fortgang in mehreren Schritten der Zergliederung, also von einer Begriffsebene zur nächsten, ist in diesem Beispiel nicht zu erkennen. Es gehören ja nicht die einen Ton-Intervalle zu den höher werdenden Tönen und die anderen zu den tiefer werdenden. Vielmehr ist die Unterscheidung in höher-tiefer-gleich eine erste und gröbere Unterscheidung, im Gegensatz beispielsweise zu der Differenzierung die sich aus der Erkenntnis der Obertonüberschneidung ergibt. Diese besagt beispielsweise, daß sich durch ganzzahlige Teilung des Klangkörpers zwei harmonische Töne ergeben, da dies eine Überlappung in deren Obertonreihen bewirkt, welche wiederum das charakteristische Klangbild dieses jeweiligen Intervalls ausmacht. Der Zusammenhang über die Obertöne ergäbe nun erst, daß tatsächlich eine konkrete Anzahl unterscheidbarer und abgrenzbarer Intervalle existiert. Da PLATON sich einer Ausführung solcher Zusammenhänge aber vollkommen enthält, verdeutlicht sein Beispiel allein die Notwendigkeit einer durchdachten Differenzierung des Gegenstandsgebietes, um über ausreichendes Wissen über die Materie zu verfügen. Es ist also kein Beispiel für die Durchführung der *διαίρεσις*, lediglich für ihre Notwendigkeit.

Bezüglich der Frage nach der Vollständigkeit der in dieser Kunst inbegriffenen Anzahl an Unterarten, kann aus der kurzen Passage ebenso wenig eine Antwort destilliert werden. Der mathematische Charakter der Ton-Intervalle, der der Musik insbesondere und ohne Bezug auf die fragliche Zählbarkeit der Differenzierung innewohnt, macht zugleich die Endlichkeit der Einteilung des Tonsystems *theoretisch* unmöglich. Denn wie der Zahlenraum ins Unendliche weiter wächst, so könnte auch die Unterteilung der Tonabstände unendlich klein gewählt werden. Dies legt den Gedanken nahe, die begrenzte Anzahl an Differenzierungsmöglichkeiten einer *τέχνη* eher in ihrer Praxis und ihrer empirischen Rele-

vanz zu suchen. An einer Stelle im 7. Buch der *Politeia* trägt PLATON diesem Gedanken Rechnung:

[...] einige behaupten, sie hätten noch einen Unterschied des Tones und dies sei das kleinste Intervall, nach welchem man messen müsse, andere aber leugnen es und sagen, sie klängen nun schon ganz gleich, beide aber halten das Ohr höher als die Vernunft. [...] Ich] leugne, das diese Leute etwas von der Sache sagen, [...] sie suchen in diesen gehörten Akkorden nach Zahlen, aber sie steigen nicht zu Aufgaben, um zu suchen, welches harmonische Zahlen sind und welches nicht, und weshalb beides.

[Platon/F. Schleiermacher 1971, S. 607 ↔ Pol. 531a7-b1]

Diese „Leute“ hoffen hier ein letztes Element nicht innerhalb der Theorie zu finden, sondern lediglich durch die Bedeutung für die Praxis, dort also, wo der Unterschied empirisch – in diesem Fall für das Gehör – nicht mehr auszumachen ist. Die deutlich negative Konnotation, mit der das empirische Vorgehen von der Analyse des Dialektikers unterschieden wird, spricht nun aber gegen die Assoziation jenes empiristischen Gedankens mit PLATONS Erläuterungen. Ihm geht es gerade um das Auffinden einer erkenntnismäßigen »kleinsten Einheit«, nicht einer empirischen, die schließlich unter Verwendung immer noch feinerer Meßinstrumente doch wieder revidiert werden müsste.

### 3.5.2 Beispiel: Buchstaben

Das zweite Beispiel beginnt Sokrates mit dem Hinweis, daß die Methode auch andersherum durchgeführt werden kann. Es muß also nicht zwingend von der Gattung her zergliedert werden. Man kann auch über eine stufenweise Zusammenfassung der »unendlichen vielen« Fälle einer Art (zu Gruppen, Übergruppen und schließlich am Ende zur umfassenden Gattung) zu strukturiertem Wissen gelangen. Daß das Ziel dieser Richtung des Wegs, also die oberste Gattung schon im voraus bekannt und benannt ist, nimmt dem Vorgang seinen Wert in keiner Weise. Der Vorzug des Verfahrens besteht ja im Erarbeiten von Zwischenstufen, anstatt in einem Schritt von der Gattung auf den Fall zu gehen.

Im Beispiel der Sprachlaute wäre es ein gewisser Theuth – erneut ein göttlicher Abgesandter – gewesen, der es verstand, diese in eine Ordnung zu bringen, der also:

zuerst die Vokale im Gebiet des Unbegrenzten als Laute erkannte, deren es nicht bloß einen, sondern mehrere gäbe, ferner wieder andere als solche, die zwar nicht stimmlos, wohl aber tonlos (d.h. die Liquidae und die Spiranten) wären und die auch ihrerseits eine bestimmte Zahl bildeten; als dritte Art der Buchstaben [γράμματα] bestimmte er unsere jetzt sogenannten stummen Laute (Mutae).

[Platon/O. Apelt 1955, S. 47]

Erst nach diesem habe er die stummen und tonlosen, die Vokale und was dazwischen liegt („die mittleren“) in ihre einzelnen Elemente, sprich in einzelne Buchstaben eingeteilt. Abschließend habe er die dieses Wissen umfassende Disziplin dann »γραμματική τέχνη« genannt.

In dieser Beschreibung einer »von unten nach oben« durchgeführten διαίρεσις lassen sich die Inhalte, wie Sokrates sie in der Präsentation der Methode darstellt, nun bedeutend besser erkennen. Die betrachtete Gattung ist die der Buchstaben. Diese lassen sich in mehreren Ebenen von Unterarten baumartig gliedern, und am letzten Verzweigungspunkt – aber noch im theoretischen Bereich – befinden sich die einzelnen Buchstaben als letzte theoretische Elemente. Es sind mit den Buchstaben also noch nicht die mannigfaltigen Anwendungsfälle in Wörtern bezeichnet, die man tatsächlich spricht. Viel mehr handelt es sich um die abstrahierte Einheit eines jeden Buchstabens, so wie sie auf immer gleiche Weise aber in verschiedenen Wörtern angewandt wird, oder sogar in anderer Reihung zu neuen Wörtern führen kann. Die Kombinationsmöglichkeit der Buchstaben ist aber nicht beliebig, sondern abhängig von der Art des Buchstabens. Hierin wird die Bedeutung der Zwischenarten für die Sprachlehre sichtbar. Denn aufgrund der Einteilung ist das Finden und Formulieren von Regeln in der Kunst überhaupt erst möglich.

Das Ergebnis des Verfahrens angewandt auf das altgriechische Alphabet, auf welches sich PLATONS Ausführungen trotz seines Hinweises auf die Ägyptische Mystik beziehen, läßt sich dann in folgendem Schema darstellen:



Entweder geht PLATON davon aus, die griechische Sprache besäße tatsächlich eine eins-zu-eins Abbildung der elementaren Sprachlaute in ihrer Schrift<sup>22</sup>, oder er verwendet den Begriff γράμμα (das Eingegrabene, der Buchstabe, das Schriftzeichen) hier nur im übertragenen Sinne für die einzelnen Sprachelemente, bezieht sich also nicht ausdrücklich auf die Schrift, sondern allgemeiner auf Sprache überhaupt. Die umfassende Gattung bezeichnet er mit στοιχείον, was eher der Vokabel für den elementaren Sprachlaut entspricht<sup>23</sup>.

Daß es sich letztlich um eine gebräuchliche Ungenauigkeit in der Wortwahl handeln muß, die sich wahrscheinlich aus der Bezeichnung der »Sprachkunst« (γραμματική τέχνη) begründet, deren Inhalt unter anderem sowohl Schrift als auch Aussprache umfaßt, läßt sich z.B. mit ARISTOTELES belegen. Dieser schreibt in seiner <historia animalium> neben den Menschen auch gewissen Vogelgattungen die Fähigkeit zu, »γράμματα« hervorbringen zu können<sup>24</sup>. Weiter ist zu bedenken, daß PLATON hier nicht die vollständige Sprachkunde untersucht, zu deren Inhalten weit mehr gehört, als nur die Ausdifferenzierung diskreter Sprachlaute. Man hat ja eine Sprache nicht allein deshalb im Griff, weil man ihr Alphabet kennt. Die vorgetragene Einteilung umfaßt aber weder sprachliche Syntax, noch eine Systematik der Vokabeln. Da es sich also nur um einen Teil der gesamten τέχνη handelt, und er diesen nicht von den anderen Teilen unterscheidet, kann er in seiner Begriffswahl getrost Vermengungen vornehmen.

Für die Klärung der Frage nach der Bedeutung der »bestimmten Zahl« für die Methode birgt dieses Beispiel größeren Wert als das erste. Es muß PLATON, allein durch den Kontakt mit der Sprache der ‚Barbaren‘, bewußt gewesen sein, daß verschiedene Kulturen unterschiedliche und unterschiedlich viele Arten von Lautgruppen besitzen können. Die bestimmte Zahl an Lautgruppen, die sich aus Theuths Einteilung ergaben, ist unter diesem Aspekt kaum als unabhängiges Fixum setzbar. Doch selbst wenn ihm das entgangen wäre, so müssen PLATON doch zumindest die Unterschiede der Konventionen der eigenen Sprache geläufig gewesen sein<sup>25</sup>. Eine numerologische Aussagekraft der Passage, läßt sich

<sup>22</sup>Das Vorkommen von Diphthongen – insbesondere ει, ευ und ου – könnte man vielleicht noch als erst über die Zeit entstandene Verschleifung von zwei ursprünglich getrennten Lauten gelten lassen.

<sup>23</sup>Im griechisch-deutschen Handwörterbuch wird »στοιχείον« erklärt als: „Der Buchstabe, als erster, einfachster Bestandteil der Rede [...], zunächst nur insofern er gesprochen wurde, γράμματα hießen die geschriebenen;“ [Pape 1954, S. 945]

<sup>24</sup>Vgl. [Aristoteles, HA. 504 b1-3]

<sup>25</sup>D. FREDE verweist hierzu auf die Reformierung des athenischen Alphabets um 403 v.Chr., die PLATON selbst miterlebt haben muß. (Vgl. [Frede 1997, S. 149])

nicht nur schwer in sie hineinlesen und wäre auch aus den oben genannten Gründen nicht haltbar, da die konkrete Zahl, die man in ihr findet, eben nur für das griechische Alphabet gilt. Zudem läßt PLATON, obwohl es sich bei einem so gebräuchlichen Gegenstand wie den Buchstaben gerade anböte, keine konkreten Zahlen verlauten.

### 3.6 Der weitere Verlauf des Dialogs

Nicht ganz zu unrecht stellt Philebos nach diesem Exkurs die Frage nach dem Zusammenhang mit dem Thema des Dialogs. Nachdem aber Sokrates noch einmal Ausholt, indem er mit Hilfe des Einteilungsverfahrens eine Gliederung alles Seienden in Unbegrenzt, Begrenzung, deren Mischung und Ursache der Mischung wiedergibt [23cf], kommt das Gespräch schließlich doch wieder auf den Wettstreit von Lust und Erkenntnis. Diesmal aber in Form einer Analyse der verschiedenen Arten beider Kandidaten, die im letzten Teil des Dialogs mit der Gattung des Guten in Verbindung gebracht werden.

Die Anwendung der im Exkurs beschriebenen Methode ist während dieser Analysevorgänge mal mehr, mal weniger deutlich sichtbar. Bei der begrifflichen Abgrenzung des Lächerlichen [48cff] beispielsweise, ist der Vorgang aber sehr deutlich zu erkennen. Dort wird die »Selbsttäuschung« (die verfehlte Selbsteinschätzung) als ein Teil der Schlechtigkeit bezeichnet. Dann wird sie selbst wieder in drei Teile gegliedert, die sich an der Einschätzung der eigenen Verhältnisse bezüglich Wohlstand, körperlichem Aussehen und Weisheit orientieren. Die verfehlte Selbsteinschätzung bezüglich der Weisheit nennt er »Dünkelweisheit«, die bei mächtigen Menschen zur Feindseligkeit führen, bei schwachen aber Lächerlichkeit bewirken. Die Lust am Lächerlichen wird durch diesen Bezug zum Schlechten auf ihr Gegenteil gebracht und ist somit beides, Lust und Unlust.

Nachdem in dieser Weise die Arten zuerst der Lust und dann der Erkenntnis von einander abgegrenzt sind, gelangen Sokrates und Protarchos gegen Ende des Dialogs [65bff] zu einer Rangliste, in der zwar keine der beiden Optionen den ersten Platz in Bezug auf „deren Nutzen“ für das gute Leben erhält, Vernunft und Erkenntnis aber vor der Lust liegen.

## 4 Kritik und Ergänzungen

Die Aufgabe einer analytischen Betrachtung philosophischer Werke läßt sich grundsätzlich in zwei Teile gliedern. Zunächst sollte der Text verstanden, und anschließend dessen Inhalte auf Kohärenz und Übereinstimmung mit der Wirklichkeit – insofern ein derartiges Urteil in Frage kommt – geprüft werden. Insbesondere bei antiken Werken oder allgemeiner bei Autoren, deren Umfeld eine größere zeitliche bzw. kulturelle Distanz zu der des Analysten aufweist, stellt die Frage nach der Relevanz der philosophischen Aussagen im gegenwärtigen Lebensumfeld ein weiteres Untersuchungsfeld dar.

### 4.1 Prüfung auf Widerspruchsfreiheit

Hinsichtlich der Kohärenz von PLATONS Aussagen sind bereits bei der Interpretation einige Detailfragen angesprochen worden, wie etwa die Möglichkeit Buchstaben unter die Gattung des Lauts zu führen. Im vorliegenden Dialog läßt sich dieser Gesichtspunkt aber noch in einer besonderen Weise ansetzen. Man kann die Frage stellen, inwiefern sich PLATON bei der Anwendung seiner Methode an die eigenen Vorgaben hält. Bei genauer Betrachtung der Passage, in welcher er das Einteilungsverfahren beschreibt, findet man jedoch nur sehr wenig direkt formulierte Vorgaben, die sich mißachten ließen. Wichtig sei das Finden des Überbegriffs und der Unterglieder, sowie insbesondere das »Wieviel« dieser Teile. Eine Forderung nach Vollständigkeit der gefundenen Glieder ließe sich vielleicht noch aus folgendem Satz lesen:

[Man darf] des Unendlichen Begriff aber an die Menge nicht eher anlegen, bis einer die Zahl ganz übersehen hat, die zwischen dem Unendlichen und dem Einen liegt [...]

[Platon/F. Schleiermacher 1983, S. 237 ↔ 16d7-10]

Zieht man das Buchstaben-Beispiel und die Einordnung der Lächerlichkeit als Prüffälle heran, so findet man diese Vorgaben zumindest größten Teils erfüllt. Sokrates nennt alle drei Buchstabenarten, wobei er dann freilich, da es sich um eine Beispiel handelt, nicht darauf verfällt, alle Buchstaben aufzuzählen und zuzuordnen. Bei der Lächerlichkeit benennt er die ursprüngliche Einheit mit Schlechtigkeit, verfolgt dann aber nur eine Line der Unterteilung, nämlich die der Selbsttäuschung. Allerdings wird wörtlich auch nur das

vollständige Überblicken verlangt, nicht das jeweils vollständige Aufzählen. An mehreren Stellen findet man jedoch auch eine Betonung der Anzahl gefundener Unterarten, wie beispielsweise bei der Einteilung alles Seienden in Grenze, Unbegrenztes, Mischung und Ursache. Dort zählt Sokrates förmlich bis zur vierten Unterart, und erwägt sogar noch eine fünfte<sup>26</sup>.

Viele Interpreten führen eine expansive Form der Konsistenzprüfung, indem Aussagen anderer Texte des Autors hinzugezogen werden. Angesichts PLATONS eigener Erwähnung des Problems der Einheit und Vielheit – selbst in der Einstufung als »Unproblem« – macht es jedenfalls legitim, sich auf Stellen außerhalb des <Philebos> zu beziehen, die seine Ideenkonzeption betreffen. Die diesbezügliche Frage lautet dann, ob die Allgemeinbegriffe, die durch die *διαίρεσις* gefunden werden, mit seinen Vorgaben und Beschreibungen der Ideen aus anderen Texten zusammengehen. Nicht zuletzt aufgrund der Schwierigkeiten, welche sich in dieser Zusammenführung und in seiner eignen Kritik an einer naiven Ideenlehre im <Parmenides> offenbaren, wurde oft vermutet, daß sich PLATON in späteren Jahren von seinem Ideenkonzept verabschieden wollte. Eine genaue Betrachtung seiner Texte belehrt aber eines Besseren, da die Annahme von Ideen immer wieder<sup>27</sup> als eine unabdingbare Voraussetzung für die Möglichkeit des Denkens und der Kommunikation postuliert wird. Aber gerade das Aufzeigen des »Teilhabe«-Problems, ohne anschließend eine Lösung anzubieten, spricht eher dafür, daß ihm dieser offene Posten zwar bewußt war, er deswegen aber nicht das einzige Interessensfeld darzustellen brauchte.

Die Aussagen über Ideen, die im Widerspruch zur Präsentation des Einteilungsverfahrens stehen könnten, betreffen vor allem die Eigenschaften der *Einheiten*, wie sie in der Formulierung des »Unproblems« zu finden sind, darunter insbesondere ihre Beständigkeit. Denn je nach der Hinsicht, also nach der spezifischen Differenz, mit der eine Gattung in Unterarten aufgespaltet wird, ergeben sich unterschiedliche Begriffe aus der *διαίρεσις*. Im Beispiel der Bestimmung des »Angelfischens« im <Sophistes><sup>28</sup> wird – ob absichtlich oder nicht, sei dahingestellt – die Willkürlichkeit der Einteilungsmöglichkeiten geradezu vorgeführt. Auch die erwähnte Einteilung der Selbsttäuschung in Reichtum, Aussehen und

<sup>26</sup>Vgl. [Phb. 23cf]

<sup>27</sup>Vgl. z.B. [Phb. 15d6-8], oder [Parm. 135b6-c2]

<sup>28</sup>Vgl. [Soph. 218e-221c]

Wissen betreffende mag vielleicht Protarchos genügen, kann aber einen weniger geneigten Leser nicht sonderlich überzeugen. Die drei Täuschungsgebiete lassen sich genau so beliebig erweitern, wie sie selbst gewählt sind. Man kann sich z.B. auch über die eigene Machtposition täuschen, oder – auch ein Thema PLATONS – über den eigenen Willen. Gerade wenn man die Forderung nach Vollständigkeit einbezieht, so wird es schwierig, eine Einteilung zu akzeptieren, die derart an empirischen Merkmalen verhaftet bleibt. Um so schwieriger aber wird es, wenn es sich bei den resultierenden »Einheiten« um Ideen handeln soll, die ihrem Wesen nach als unveränderlich gesetzt wurden. Bedenkt man in diesem Zusammenhang den vermeintlichen Unsterblichkeitsbeweis im <Phaidon> und die korrelierende ἀνάμνησις-Lehre<sup>29</sup>, so fällt es besonders schwer, nicht an ein Überwürfnis des älteren mit dem jüngeren PLATON zu denken.

Ein Ansatz, um die διαίρεσις von dem Vorwurf der Willkürlichkeit oder der Abhängigkeit von unbeständigen, empirischen Faktoren zu befreien, und somit ein harmonisches Verhältnis der früheren und späteren Dialoge zu erhalten, wäre, die Ergebnisse einer Begriffseinteilung am Maßstab der Übereinstimmung mit den vorerst von der Einteilung unabhängigen Ideen zu bewerten. Sakrotes Hinweis, die Methode lasse ihn zuweilen selbst im Stich, kann man durchaus dahingehen verstehen, daß sie nicht zwangsläufig zu richtigen Resultaten führt. Ein Anhaltspunkt für die Richtigkeit der getroffenen Einteilung wird, wie durch den Fragenkatalog in 3.4 angedeutet, von PLATON im vorliegenden Dialog nicht gegeben. Im <Phaidros> wird die falsche Einteilung mit der Arbeit eines Kochs verglichen<sup>30</sup>, der Fleischstücke an willkürlichen Punkten trennt, und nicht etwa an den Gelenken, was freilich unter mehreren Gesichtspunkten die geschicktere Lösung wäre. Es geht bei diesem Bild aber nicht nur um den praktischen Vorteil, den der Koch durch die richtige »Teilung« hätte. Das Trennen an den Gelenken hat zudem eine Tradition, die soweit greift, daß man für die resultierenden Teile eigenständige Namen verwendet, wie etwa Hachse oder Keule. So ist es auch das Hauptgeschäft bei der Begriffseinteilung die Beziehungen bereits bekannter Begriffe zu erkennen, also Zusammenhänge von Einheiten aufzudecken und darzustellen, von denen bereits ein gewisses Vorverständnis zu Grunde lag. Dies gilt in weiterem Sinn auch für Neologismen, da sich dieses Vorverständnis nicht auf die Vokabel,

---

<sup>29</sup>Vgl. [Phaid. 72e ff]

<sup>30</sup>Vgl. [Phdr. 265e1-3]

sondern auf die von ihr bezeichnete Bestimmung bezieht. Verdichtet man diese Gedanken zu einer schlichten Formulierung des Testvorgangs zur *διάρσεις*, so lautet dieser:

Das Einteilungsverfahren ist dann richtig durchgeführt, wenn die resultierenden, theoretischen Einheiten Ideen im platonischem Sinne sind.

Diese Formulierung findet sich in direkter Form freilich, wie gesagt, nicht in PLATONS Werk, noch kann sie in praktischem Sinn als Meßlatte für das Verfahren dienen. Das Kernproblem wird dadurch nur verschoben. Denn nun stellt sich die Frage, wie geprüft werden kann, ob eine *gefundenene* Unterart einer Idee entspricht, und – mit seinen eigenen Worten – ob es in besagter Form überhaupt Ideen gibt. Allerdings würde dieser Gedanke das Werk PLATONS harmonisieren und zudem erklären, warum er diesmal nicht von Form und Gestalt spricht, sondern von Eins-heit und von Einheit, bzw. von Gattung und Teilen.

## 4.2 Das Kriterium für die »richtige« Teilung

Das Kriterium dieses Testvorgangs ist jedoch nicht das einzig erwägenswerte zur Prüfung der *διάρσεις*. Da ihr Produkt ein Zuwachs an Wissen über einen Gegenstand darstellt, läßt sich ein Ergebnis des Verfahrens vor allem durch den Grad und die Qualität der Erkenntnis, die sich daraus ergibt, bewerten. Erkenntnis selbst ist zwar erneut, wie der Dialog im weiteren Verlauf zeigt, ein komplexer Begriff. Zudem läßt sich ihr Ausmaß nur schwer im Absoluten bestimmen, und noch schwerer die Qualität zweier Erkenntnisse vergleichen. Aber von ihr ausgehend, kann ein Bewertungsschema formuliert werden, daß diesen Vergleichsanforderungen gerecht wird. Die Art von Erkenntnis, welche die *διάρσεις* zu Tage befördert, betrifft immer die Beziehung zwischen den betrachteten und resultierenden Begriffen. Sie zeigt deren Grenzen auf und erfaßt damit ihre Differenz in Form einer spezifischen Hinsicht.

Im Beispiel der Lächerlichkeit wird Selbsttäuschung in der spezifischen Hinsicht des Gegenstandes der Täuschung aufgeteilt. Das Problem mit dieser Teilung, wie es im vorherigen Abschnitt Erwähnung fand, begründet sich in der Schwierigkeit, für diese Gegenstände Generalisierungen zu formulieren, die den gesamten logischen Raum umfassen. Diese Vollständigkeit wird am zuverlässigsten erreicht, indem eine dichotomische Unterteilung in der Form gewählt wird, daß die eine Unterart die Eigenschaft der Hinsicht vollständig

besitzt, selbige der zweiten aber ebenso vollständig fehlt. Aus der Graphik zum Buchstabenbeispiel (s. 3.5.2  $\leftrightarrow$  S. 18) wird eine solche Teilung ersichtlich. Die spezifische Hinsicht der Unterscheidung der Konsonanten ist die Stimmhaftigkeit, bei den Stimmlosen ist es der Grad der Stimmlosigkeit, ob nur tonlos oder gänzlich geräuschlos. Die Eigenschaft die den Stimmlosen fehlt, ist der Klang der Stimme, den man bei der Aussprache von Buchstaben hört. Den Geräuschlosen fehlt eben die Eigenschaft, von einer bestimmte Art Geräusch begleitet zu werden. Die Erkenntnis die sich in diesen Differenzen verbirgt ist eine für die Sprachlaute wesentliche, insbesondere in Bezug auf die Möglichkeit deren Aneinanderreihung zu Wörtern. Dieses Wesentlich-sein ist ausschlaggebend für die Qualität der Erkenntnis.

Das Moment des Wesentlich-seins kann man in einer genaueren Betrachtung durch der Faktor der unabdingbaren Verbindung einer Eigenschaft zu einer Art erklären. Zwei Äpfeln könnte man beispielsweise nach dem Geschmack, Farbe und Konsistenz unterscheiden, aber auch nach deren Position im Speiseregal. Letzteres hat durchaus einen praktischen Wert, wenn man weiter annimmt, daß der Lagerort einen Einfluß auf die Haltbarkeit des Obstes hat. Allerdings ist die Lagerposition keine der Art *Apfel* oder einer bestimmten Sorte innewohnende Eigenschaft. Man könnte die beiden ja einfach im Regal vertauschen, würde aber trotzdem den ersten Apfel noch als den ersten erkennen und behaupten, er sei dabei der selbe geblieben. Die Unterscheidung zwischen innewohnenden und nicht-innewohnenden Eigenschaften läßt sich dementsprechend in folgendem Allgemeinsatz ausdrücken:

Wenn eine Eigenschaft bestimmend ist für die Individualität des Exemplars einer Gattung, so ist die Ausprägung oder das Vorhandensein dieser Eigenschaft als spezifische Differenz für die Unterarten sinnvoll einsetzbar.

PLATON selbst erkennt diesen Zusammenhang und verdeutlicht ihn im  $\langle$ Politikos $\rangle$  mit dem Vergleich der Einteilung aller Menschen in ‚Hellenen‘ und ‚Barbaren‘ mit der geschlechtsspezifischen Unterteilung in männlich und weiblich<sup>31</sup>. Auch an diesem Beispiel erkennt man den Unterschied zwischen wesentlichem und unwesentlicher Unterscheidungsmerkmal dadurch, daß man sich den Vorgang einer Veränderung der Ausprägung vor Augen führt. Die Einteilung in Hellenen und Barbaren ist zwar logisch vollständig, da barbarisch schlicht

---

<sup>31</sup>Vgl. [Polit. 262c10-263a1]

nicht-hellenisch bedeutet. Aber bei einer hypothetischen Verschiebung eines Exemplars der Barbaren ins Hellenische – heute würde man vom Wechsel der Staatsbürgerschaft reden – hätte man die Person anschließend nicht weniger mit sich selbst identisch angesehen, als wenn sie vom römischen Barbaren zum keltischen Barbaren würde. Terminologisch unterscheidet PLATON die beiden Gruppierungsmöglichkeiten, wie eingangs bereits erwähnt, durch die Vokabeln »Teil« und »Art«. Dabei nennt er die durch eine der Gattung nach unwesentliche Unterscheidung abgesonderte Menge einen *Teil*, wohingegen sich aus der Einteilung nach wesentlichen Merkmalen eben *Arten* ergeben.

F. v. KUTSCHERA spricht hierbei von »natürlicher Klassifikation« und »natürlichen Arten«<sup>32</sup>. Er bezieht dies auf die Metapher des Gelenks bei PLATON, das die Einsehbarkeit naturgegebener Grenzen zwischen zwei Gliedern versinnbildlicht. Sie entstammt wohl dem oben erwähnten Vergleich mit dem ‚schlechten Koch‘ im <Phaidros>, wird aber auch im <Politikos> als Kriterium der richtigen Teilung angeführt:

Gib also recht acht, ob wir irgendwo an ihr [der Gattung] ein Gelenk  
[διαφύγή] bemerken.

[Platon/F. Schleiermacher 2005, S. 413 ↔ 259d10f]

Einer Erklärung der Merkmale von wesentlicher und unwesentlicher, bzw. natürlicher oder künstlicher Unterscheidung enthält sich der Fremde aus Elea im <Politikos> absichtlich und verschiebt dieses Vorhaben auf ein andere Gelegenheit<sup>33</sup>.

### 4.3 Ausblick über weitere Untersuchungsfelder

Des beschränkten Rahmens dieser Arbeit wegen sei hier nur ein Umriß zwei weiterer Analysefelder des behandelten Themas gegeben:

Die spezifische Hinsicht der Unterteilung hat je nach Gattung einesteils rein logische, anderenteils aber auch empirische Momente. Eine Analyse dieses Gedankens müßte sich mit den Fragen auseinandersetzen, ob diese Aufteilung nur in einem bestimmten Bereich Verwendung finden kann, oder ob bei jeder Trennung eine binäre, logisch vollständige Abgrenzung sinnvoll ist.

<sup>32</sup>Vgl. [Kutschera 2002, S. 97 bzw. S.30]

<sup>33</sup>Vgl. [Polit. 263a5-b1]

Ein weiter Punkt ist Multidimensionalität der Möglichkeit von Generalisierungen. Die Frage hierbei lautet, ob es bezogen auf eine Gattung mehrere Dimensionen natürlicher Klassifikation geben kann, die sich nicht hierarchisch untereinander ordnen lassen, sondern sich jedesmal wieder auf die gesamte Gattung, aber eben unter anderer Hinsicht, beziehen. Wichtig wäre dafür, auch das Verhältnis solcher Dimensionen der Einteilung zueinander zu betrachten.

## 4.4 Relevanz der dialektischen Methode in der Gegenwart

### 4.4.1 Ethische Relevanz

Das besondere an Sokrates »göttlicher« Methode ist weniger die damit verbundene und schon zum Gemeinplatz gewordene Maxime, man solle nicht zu undifferenziert Urteilen. Es ist vielmehr der Aufbau der Undifferenziertheit als solcher, der durch seine Ausführungen erklärt wird. Dieser Mangel manifestiert sich damals wie heute im Vorurteil. Beispielsweise gehören Eigenschaften, die man einer Generalisierung wie etwa dem Islamismus zuschreibt, eigentlich nur einer sehr viel kleineren Unterart an. Deren fanatische Handlungen werden aufgrund des fehlenden begrifflichen Überblicks aber der oberen Gattung zugeschrieben, und anschließend auf jeden individuellen Fall, also im Beispiel auf jeden Muslimen, übertragen.

Dieses Phänomen wird in der Umgangssprache als „Schubladendenken“ versinnbildlicht. Das Problem beim Vorurteil ist aber nicht allein durch das Denken in Kategorien bestimmt, welches sich bei genauer Betrachtung als immanente Struktur des menschlichen Denkens erweist, sondern durch die grobe Abfassung dieser Kategorien und die damit verbundene Assoziation von Eigenschaften einzelner untergeordneter Elemente zur gesamten Gattung. Dabei lassen sich die Unterarten einer Gattung gerade durch die Ausprägung gewisser Eigenschaften, oder sogar das völlige Fehlen bestimmter Merkmale bei einzelnen Untergruppen, voneinander unterscheiden. Der Ausblick des vorhergehenden Abschnitts legt nahe, daß gewisse Eigenschaften, die in verschiedenen Gattungen vorkommen, selbst als Überbegriff fungieren können. Eine gewinnbringende Anwendung auf das vorliegende Beispiel wäre das Fanatische als Gattung zu nehmen, und fanatische Gruppierungen entsprechend ihrer Motivation zu teilen. Die resultierende Systematik wäre dann, was man landläufig unter

dem alternierenden Blickwinkel versteht. Denn in der Erkenntnis, daß Fanatismus nicht auf eine Religion beschränkt, ja nicht einmal nur nach religiösen Gesichtspunkten einteilbar ist, sondern eine generell menschliche Art der Reaktion auf gewisse Lebenssituationen darstellt, die sich lediglich in Motiv und Ausprägung unterscheidet, liegt gleichsam die Auflösung des Vorurteils gegenüber Muslimen. Solange es also Vorurteile gibt, wird das richtige Verfahren der Differenzierung praktische Relevanz besitzen.

#### 4.4.2 Wissenschaftliche Relevanz

Die Bedeutung von begrifflichen Abgrenzungen für die Wissenschaft ist unmittelbar einsichtig. Sokrates Behauptung, das Einteilungsverfahren sei grundlegender Bestandteil jeder Kunstfertigkeit, findet man auch heute in zahlreichen Beispielen bestätigt. Der monohierarchische Aufbau der *Biologischen Systematik* stellt das Musterbeispiel für diese Aussage dar. Auch wenn der Begriff der *Definition* teilweise bis zur bloßen Worterläuterung demontiert wurde, bei der nicht mehr der Wahrheitsgehalt, sondern nur noch die Zweckmäßigkeit als Bewertungskriterium zählt, hat doch jede wissenschaftliche Disziplin ihre begriffliche Systematik, in welche ihre Erkenntnisse Eingang finden.

In besonderer Form aber hielt die Grundvorstellung hierarchischer Klassifizierbarkeit von Wissen, welche gleichzeitig die strukturelle Voraussetzung der  $\delta\acute{\alpha}\rho\sigma\iota\varsigma$  ist, Einzug in die moderne Informationswissenschaft. Es entstand als Gegenpunkt zum rein prozeduralen und imperativen Programmierparadigma, das in etwa einer klompexen Vorgangsbeschreibung gleichkommt, der Ansatz der Objektorientierung. In der objektorientierten Programmierung werden zuerst abstrakte Begriffs-Klassen definiert, indem für diese mögliche Eigenschaften angelegt und bestimmte Vorgänge vorformuliert werden. Diese Klassen können Eigenschaften und Vorgänge an untergeordnete Klassen ‚vererben‘, wobei allerdings die Maxime der Vollständigkeit der Subklassen und der exakten Differenzierung begrifflicher Ebenen vordergründig keine Rolle spielt. Es besteht weiterhin die Möglichkeit, Eigenschaften selbst in Klassen zu definieren, was das Moment der Multidimensionalität von begrifflicher Einteilung widerspiegelt. Beispielsweise wird einer Klasse *Apfel* die Eigenschaft *Farbe* zugeschrieben, bzw. ‚erbt‘ sie diese in einem elaboriertem Programm von einer Überklasse *Sichtbares*. *Farbe* ist jedoch selbst eine Klasse und besitzt neben ihrer Bezeichnung auch die Eigenschaft *Wellenlängenbereich*. Der prozedurale Anteil solcher Programme

besteht dann in der *Instanziierung* von konkreten Objekten bestimmter Klassen, denen Ausprägungen jener Eigenschaften zugewiesen werden können.

Insbesondere dieses Phänomen, daß eine strukturelle Begebenheit des menschlichen Verstandes, welche PLATON vor mehr als zwei Jahrtausenden bereits erkannt und formuliert hatte, Verwendung fand in einer modernen τέχνη, wie der Informatik, beweist den auch heute noch sehr hohen Wert der Beschäftigung mit antiken, philosophischen Werken.

## Literatur

- [Böhme 1967] Böhme, G: „Platons theoretische Philosophie“; Verlag J. B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2000
- [Frede 1997] Frede, D.: „Platon, Philebos: Übersetzung und Kommentar“; Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1997
- [Gadamer 1968] Gadamer, H.-G.: „Platos dialektische Ethik und andere Studien zur platonischen Philosophie“; Meiner Verlag, Hamburg 1968
- [Graeser 1975] Graeser, A.: „Platons Ideenlehre“; Verlag Paul Haupt, Bern/Stuttgart 1975
- [Kutschera 2002] Kutschera, F. v.: „Platons Philosophie“; Bd. 3; mentis Verlag GmbH, Paderborn 2002
- [Meinhardt 1976] Meinhardt, H.: Art. „Idee“, in Ritter/Gründer (Hg.): „Historisches Wörterbuch der Philosophie“, Bd. 4, Sp. 55-65; Verlag Schwabe & Co., Basel 1976
- [Müller 1972] Müller, A.: Art. „Dialektik“, in Ritter, J. (Hg.): „Historisches Wörterbuch der Philosophie“, Bd. 2, Sp. 167-175; Verlag Schwabe & Co., Basel 1972
- [Natorp 1921] Natorp, P.: „Platos Ideenlehre“; Verlag Felix Meiner, Leipzig 1921, 2. Aufl.
- [Pape 1954] Pape, W.: „Handwörterbuch der griechischen Sprache“, Bd. 2; Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz (Österreich) 1954
- [Risse 1972] Risse, W.: Art. „Dialektik“, in Ritter, J. (Hg.): „Historisches Wörterbuch der Philosophie“, Bd. 2, Sp. 164-167; Verlag Schwabe & Co., Basel 1972

## Übersetzungen

- [Platon/O. Apelt 1955] Platon: „Philebos“, Übersetzung von O. Apelt; Verlag Felix Meiner, Hamburg 1955
- [Platon/F. Schleiermacher 1971] Platon: „ΠΟΛΙΤΕΙΑ – Der Staat“, in Eigler, G. (Hg.): „Platon – Werke in acht Bänden“, Bd. 4; Übersetzung von Schleiermacher, F.; Bearbeitung von Kurz, D.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1971
- [Platon/F. Schleiermacher 1983] Platon: „ΦΙΛΗΒΟΣ – Philebos“, in Eigler, G. (Hg.): „Platon – Werke in acht Bänden“, Bd. 5; Übersetzung von Schleiermacher, F. und Kurz, D.; Bearbeitung von Kurz, D.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1983

- [Platon/F. Schleiermacher 2005] Platon: „ΠΟΛΙΤΙΚΟΣ – Der Staatsmann“, in Eigler, G. (Hg.): „Platon – Werke“, Bd. 6; Übersetzung von Schleiermacher, F.; Bearbeitung P. Staudacher; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 2005, 4. unv. Aufl. nach 1. Aufl. 1970

## Werkabkürzungen

- [HA.] ARISTOTELES: „historia animalium“ (Tierkunde)  
[Parm.] PLATON: <Parmenides>  
[Phaid.] PLATON: <Phaidon>  
[Phdr.] PLATON: <Phaidros>  
[Pol.] PLATON: <Politeia>  
[Polit.] PLATON: <Politikos>  
[Soph.] PLATON: <Sophistes>